# Protestantenblatt.

## Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

**Nr. 48** **Bremen-Berlin, den 26. November** **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.



Inhalt: Advent. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. IV. Von Prof. D. Baentsch. — Protestantische Wege zur Jugendpflege. Von Claßen. — D. Theodor Woltersdorf. Von Konrad Scipio. — Vom Büchertisch.


## Advent.

Wie alles andere, so hat sich auch Adventsstimmung und Adventshoffnung im Laufe der Jahrhunderte gewandelt. Die ältesten Christen schauten sehnsüchtig zum Himmel empor. „Wann wirst du dich öffnen, goldenes Tor? Wann wird auf den Flügeln der Wolken Christus wieder herunterfahren und mit den himmlischen Heerschaaren diese verlorene Erde wandeln in das heilige Reich der Seinen?“ Ihre Adventshoffnung klammerte sich an den Himmel, aber zum Ziel hatte sie die Erde. — Aber Christus kam nicht und die Erde blieb krank; wenigstens merkte die ungeduldige Christenhoffnung nicht den stillen langsamen Schritt ihrer Gesundung. Da hat sie sich im Mittelalter ganz von der Erde losgerissen und ausschließlich dem Himmel zugewandt. „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein“, das war die Adventsstimmung der mittelalterlichen Frömmigkeit. Jenseits des Grabes und des Todes lag, worauf man hoffte, was des Hoffens und Strebens allein wert erschien. Das Erdenleben sank zu etwas Vorläufigem und Nebensächlichem her ab.

Aber der Protestantismus entband die Lebenskräfte des irdischen Menschen. Unter ihrem Wirken und Ringen weitete sich das Erdenleben zu ungewohnter Fülle und Reichtum. Und in seiner ganzen Wucht und Kraft stellte es sich vor den Menschen mit den Jenseitsgedanken hin und sprach: „Siehe hier bin ich, das Erdenleben, du kannst mich nicht mehr übersehen; hier sind die Schätze, die ich in meinem Schoße berge, die großen Aufgaben, die ich deiner Kraft stelle, hier auch die blutenden Opfer, die ich heische, wenn du mich als etwas Nebensächliches bei Seite schieben willst.“ Der Mensch aber wischte sich die Augen aus und sah es deutlich, daß das Erdenleben keine Nebensache ist, daß es groß sein kann und schrecklich, daß es erheben kann und zermalmen, daß es jedenfalls zunächst das einzig wirkliche Leben ist, das wir kennen, das wirklich um uns und in uns webt und strebt, lacht und weint, jauchzt und jammert. Das Jenseits aber ist Glaubensland und so wenig unsere Zeit Jenseitsglauben und Jenseitshoffnung verachten darf, so kann sie ihren wirklichen Wert doch nur danach einschätzen, wie weit sie sich als ringende und gestaltende Kräfte für das Diesseits bewähren. Unsere Adventsstimmung schwebt über der Erde. Auf Erden zunächst wandelt unsere Hoffnung; auf Erden leuchten unsere Ziele; wir erwarten ganz wie Jesus es tat und die ersten Christen, ein Himmelreich auf Erden. Freilich nicht vom Himmel herunter und nicht plötzlich, sondern durch lange, lange und unermüdliche Arbeit. Vor Gott — und Gottesgedanken sind es, die durch Menschenarbeit Wirklichkeit werden sollen — vor Gott sind ja „tausend Jahre wie ein Tag“. Bist du so selbstsüchtig, es selbst erleben zu wollen? Ist es dir nicht genug, als Säemann in weitschauender glücklicher Hoffnung Erntefestfreuden zu haben? Also darum handelt es sich für den christlichen Idealisten nicht. Sondern darum, ob wirklich die christlichen Ideale noch Feuer in unsere Seelen werfen können. Diese Frage habe ich aber von anderen, nicht von mir. Ich kann mir vor der Hand nichts höheres denken, nichts was mir so sehr an die Seele schlagen könnte, als daß jeder Mensch ein Gotteskind werde, jedes Wort durchleuchtet von Gottes Wahrheit, jede Tat durchweht von seinem Geist, — als daß die Menschheit eine Bruderschaft werde, in der die Gerechtigkeit auf dem Throne sitzt und die Liebe das Scepter führt. Trotz allem, trotz allem, in dieser Zeit fühle ich es sicherer, freudiger als sonst — scheltet es nur kindlich — es wird so werden. Das ist meine Adventsstimmung.

## Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus.

IV.

Die häufigen mit ilu und ili zusammengesetzten Eigennamen der Südaraber, die wir uns das letzte Mal vor Augen geführt haben, könnten nun auf den ersten Blick auf die Vermutung bringen, daß die Südaraber in der Tat nur einen einzigen El gekannt und verehrt, also einen Monotheismus und zwar, wie die Namen zeigen, einen in ethischer Beziehung recht hoch stehenden Monotheismus besessen hätten. Tatsächlich läßt sich bei den Südarabern aber nur ein astraler Polytheismus nachweisen, in dem allerdings ein Gott eine so überragende Rolle spielte, daß er geradezu als der Gott κατ' ἐξοχήν, als die Gottheit schlechthin erscheint. Der astrale Charakter dieses schlechthin mit ilu bezeichneten Gottes wird durch Eigennamen wie ilu-šariha = Gott glänzt, ilu-japi'a = Gott leuchtet, ilu-ma-nabata = Gott glänzt, ilu-dharaha = Gott leuchtet auf sicher gestellt. Dieser ilu ist nun aber kein anderer als der Mondgott. Vor ihm treten die sonst noch verehrten astralen Gottheiten wie der Gott Athtar (= Ištar, aber hier männlich vorgestellt), der Gott Merkur und die Sonne (Šams, hier weiblich vorgestellt, wie zum Teil auch noch im Alten Testament) entschieden zurück. Die hohe Wertschätzung gerade des Mondgottes erklärt

sich ohne weiteres aus den nomadischen Lebensverhältnissen. Während überall dort, wo die Semiten zum Ackerbau übergegangen sind, der Sonnengott zum (männlich vorgestellten) Hauptgott wird, weil ohne die Sonne die Früchte des Feldes nicht reifen, sind die nomadischen Viehhirten — und das waren die Südaraber ursprünglich — auf den Mond angewiesen, denn sie bedürfen seines Lichtes bei ihren nächtlichen Wanderungen. Gerade für den Mond sind nun, wie Hommel ebenfalls gezeigt hat, die Bezeichnungen ab = Vater, 'Amm = Oheim, Wadd = Freund (mit dad wurzelverwandt) in Gebrauch gewesen. So war bei den Minäern Wadd, bei den ebenfalls zu den Südarabern gehörenden Katabanen 'Amm die stehende Bezeichnung der Mondgottheit. Eine derartige Bezeichnung begreift sich nun aber ohne weiteres gerade bei der Natur der Mondgottheit, die nur als gütige und freundliche aufgefaßt werden konnte.[3]) Denn der Mond erhellt mit seinem hellen, freundlichen Lichte die finstere Nacht, vertreibt ihre Schreckgespenster und ist, wie schon oben hervorgehoben, für den Viehnomaden, der in der Nacht seine Weideplätze wechselt und seine Wanderungen anstellt, der unentbehrliche Freund und Begleiter. So begreift sich in jeder Beziehung die hervorragende Stellung des Mondgottes als des Gottes schlechthin und seine schlechthinnige Bezeichnung durch ilu. Nicht mit Unrecht sagt Hommel,[4]) daß man fast den Eindruck gewinnt, als sei der Mondgott hier überhaupt bloß ein Symbol für den einzigen und höchsten Gott gewesen. Ich möchte an diese Hommelsche Bemerkung anknüpfend, wieder einmal die Frage stellen, ob wir nicht doch vielleicht anzunehmen haben, daß wie bei fast allen primitiven und sogar primitivsten Völkern, so auch bei den Semiten der Glaube an ein höchstes gutes Wesen oder doch die Ahnung davon im Hintergrunde der religiösen Vorstellungen gestanden habe, und ob in der südarabischen Religion dieser Glaube nicht in einer eigenartigen Kombination mit den Vorstellungen der Astralreligion vorliege.[5]) Natürlich wäre dieser Glaube an ein höchstes gutes Wesen nicht mit einem ursprünglichen Monotheismus zu verwechseln, denn er verträgt sich überall, wo wir ihn antreffen, recht wohl mit dem Glauben an viele andere Gottheiten. Immerhin bietet er den Punkt, an dem später Entwicklungen und Fortbildungen zum Monotheismus hin einsetzen können.

Doch kommen wir nun endlich zu den Hebräern, oder, genauer gesagt, zu den ältesten Israeliten. Ihre Verwandtschaft mit den Südarabern läßt uns von vornherein erwarten, daß auch bei ihnen der Mondkult eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben werde. Natürlich werden wir damit zu rechnen haben, daß die Spuren eines solchen von der späteren im rein monotheistischen Sinne gehaltenen Bearbeitung der alten Überlieferung nach Möglichkeit getilgt oder verwischt sind, und daß demnach die Anzeichen dafür nur unter der Oberfläche der jetzigen Gestalt der Überlieferung liegen können. Solche Anzeichen sind nun aber wirklich vorhanden. Es gibt wenigstens sehr zu denken, daß der uralte Gottesberg, der in der Geschichte der alten Israelstämme eine so große Rolle spielt, den Namen Sinai trägt. Denn Sinai bedeutet so viel wie „dem Mondgott geheiligt“[6]). Der auf dem Sinai verehrte Gott muß demnach Mondgottcharakter getragen haben. Daß der aus dem Alten Testament bekannte Sinai-Gott mit Namen Jahve mehr den Charakter eines Wetter- oder Gewittergottes trägt, bedeutet keinen Widerspruch, denn Mondgötter erscheinen auch als Wettergötter und umgekehrt. Das dem Mondgott wie dem Wettergott gemeinsame Symbol ist der Hörnerschmuck, vergleiche Zimmern in Eberh. Schraders Keilinschriften und das Alte Testament S. 362; das gemeinsame Symbol deutet aber auf gemeinsames Wesen. Es dürfte nun allgemein bekannt sein, daß der Berg Sinai im Alten Testament auch unter dem Namen Horeb erscheint. Die durchgängige Bevorzugung dieses Namens (der so viel wie „der Trockene, Wasserarme“ bezeichnet) in der auf Reinigung und Idealisierung der alten Überlieferung bedachten elohistischen Pentateuchquelle (E) und im Deuteronomium erklärt sich wohl aus der Tendenz, den nur allzu deutlich an die heidnische Vorzeit erinnernden Namen Sinai auszumerzen[7]). Damit sind aber die Reminiszenzen an den alten Mondkultus keineswegs erschöpft. Besonders sind solche mit der Geschichte Abrahams verknüpft. Ja, man kann geradezu sagen, daß die Gestalt Abrahams Mondgottzüge an sich trägt. Denn ganz abgesehen davon, daß die alttestamentliche Überlieferung den Abraham seinen Ausgangspunkt von Ur Kasdim und Harran, den beiden hochberühmten Sitzen eines uralten Mondkultes, nehmen läßt, finden sich in der unmittelbaren Verwandtschaft Abrahams sehr verdächtige mythologische Größen, die auf den alten Mondkult zu Harran direkt hinweisen. Denn der Name des Weibes Abrahams Sara ist identisch mit der Bezeichnung des Weibes des harranischen Mondgottes šarratu = Königin (gemeint ist damit wohl die Sonne, die in allen Mondkulten als Weib erscheint), und der Name der Schwägerin Abrahams, Milka, entspricht genau einem babylonischen malkatu = Fürstin. Das ist aber gerade der Titel der in Harran als Tochter des Mondgottes Sin verehrten Ištar. An sich möchten die Namen unverfänglich erscheinen, da sie aber gerade für den harranischen Mondkult charakteristisch sind, und Abraham wie zu Ur Kasdim, so auch zu Harran in ausdrückliche Beziehung gesetzt ist, sind sie sicher nicht zufällig und beweisen für die Beziehungen Abrahams zu dem dortigen Mondkult. Vor allem aber gibt zu denken, daß mit der Gestalt Abrahams die Zahl 318 in merkwürdiger Weise verknüpft erscheint. Denn diese Zahl erklärt sich nur aus dem mit dem Mondkulte verbundenen Vorstellungskreise. Denn in dem Mondjahre ist der Mond gerade an 318 Tagen sichtbar. Das drückt der Mythus etwa folgendermaßen aus: Dem Mondgotte stehen in seinem Kampfe gegen die Mächte der Finsternis 318 tapfere Krieger zur Verfügung. Nun aber werden dem Abraham in Genesis 14 gerade 318 Knappen beigesellt, mit denen er die mächtigen Könige des Ostens besiegt und Lot gerettet haben soll. Nun ist freilich Genesis 14 in literarischer Beziehung ein sehr junges Stück, aber das hindert nicht, daß es, wie sehr alte geschichtliche Erinnerungen, so auch sehr alte mythologische Reminiszenzen aufbewahrt hat. Unter einer merkwürdigen Verhüllung erscheint die Zahl 318 übrigens auch schon in der älteren Abraham-Überlieferung, denn es ist sicher nicht zufällig, daß der Name seines treuesten Dieners Eliezer genau den Zahlenwert von 318 darstellt (Aleph = 1, Lamed = 30, Jod = 10, Ajin = 70, Zade = 7, Reš = 200, i. S. 318). Die 318 mythologischen Knappen sind hier in die Gestalt eines einzigen treuen Dieners von anscheinend historischem Charakter zusammengezogen. Es läge nach dem allen sehr nahe, in Abraham selbst den Reflex des alten Mondgottes von Harran zu sehen. Prinzipiell wäre dagegen kaum etwas einzuwenden. Da aber Abraham jedenfalls kein Gottesname, sondern ein menschlicher Personenname ist, so könnte hier auch an eine Übertragung des mythologischen Schemas auf eine wirklich historische Persönlichkeit gedacht werden. Abraham hätte dann eben als der Repräsentant jener alten Zeit, in der die Israeliten noch Mondverehrer waren, gegolten und wäre demgemäß nach Analogie auch sonst nachweisbarer Sitte mit den Zügen des Mondgottes

[3]) Daß daneben auch der Glaube an schädliche Einwirkungen des Mondes mit unterlaufen konnte, zeigt Psalm 121, 6, vergl. dazu Zimmern in Schraders Keilinschriften und das Alte Testament, S. 366.

[4]) Hommel, „Der Gestirndienst der alten Araber“, S. 14.

[5]) Mit Energie hat neuerdings Leopold von Schröder in den „Beiträgen zur Weiterentwicklung der Religion“, München, Lehmann (1. Abhandlung), diesen Glauben als einen wesentlichen Bestandteil aller Religionen geltend gemacht.

[6]) Sin ist der Name des Mondgottes bei den Babyloniern und den Südarabern von Hadramuth. Auch der Mondgott von Harran, von wo Abraham ausgezogen sein soll, führt den Namen Sin.

[7]) Allerdings hat man auch Horeb auf den Mondgott zu deuten versucht, indem man es als Hebräische Übersetzung des südarabischen, speziell sabäischen Mondgottnamens Haubas (Trockner), erklärte. Unmöglich ist diese Erklärung nicht, da das hebräische chareb auch transitive Bedeutung haben kann. Aber die Hebräer verstanden den Namen jedenfalls in dem oben angegebenen Sinne.

ausgestattet worden. Doch, wie dem auch sein möge — in eine Untersuchung über die Historizität Abrahams können wir uns hier unmöglich einlassen — jedenfalls ist die Gestalt des Abraham ein unantastbares Zeugnis für einstigen Mondkult des vormosaischen Israel.

Es sei mir gestattet, diese Reihe von Argumenten mit einem besonders einleuchtenden zu beschließen. Überall, wo die Sonne als Hauptgottheit verehrt wird, erscheint diese als männlicher Gott, und der Mond daneben immer als weibliche Gottheit, entweder als Gemahlin oder als Schwester des Sounengottes. Das ist z. B. der Fall bei den Babyloniern, den Phöniciern, den Kanaanäern, kurz bei allen Völkern des Altertums, deren Kultur auf der Grundlage des Ackerbaues beruht, vergleiche auch den Helios und die Selene der Griechen, den Sol und die Luna der Römer. Wo dagegen der Mond der oberste Gott ist (wie bei den Nomaden), erscheint er als männlicher Gott und die Sonne daneben als weibliche Gottheit[8]) sei es als Gattin oder Schwester des Mondgottes[9]), so z. B. in dem alten Mondheiligtum zu Harran und bei den Südarabern, wo šams = Sonne immer weiblichen Geschlechtes ist und sogar als appellativisches Nomen zur Bezeichnung von Göttin überhaupt gebraucht ist. Nun läßt sich aber auch innerhalb des Hebräischen der weibliche Gebrauch von šemeš = Sonne noch mehrfach mit Sicherheit nachweisen, und für den Mond ist im Hebräischen fast ausschließlich das männliche Wort jareach im Gebrauch. Das erklärt sich nach den beigebrachten altorientalischen Analogien aber nur aus dem mit dem Mondkulte verbundenen Vorstellungskreise heraus. Wenn im Alten Testament der männliche Gebrauch von šemeš den weiblichen allmählich überwuchert hat, und für den Mond auch die weibliche Bezeichnung lebana (= die weiße) erscheint, so zeigt sich darin die Wirkung der durch den Übergang der Israeliten zum Ackerbau veränderten Kulturverhältnisse und die Einwirkung kanaanäischer Denkweise.

Ich glaube, daß die bis jetzt herausgestellten merkwürdigen Beziehungen zum Mondkulte, die sich ohne Schwierigkeiten noch vermehren ließen, genügen, um zu bebeweisen, was uns ja von vornherein als wahrscheinlich feststehen mußte, daß nämlich der Mondkult dem ältesten Israel nicht fremd gewesen ist. Und wenn nun, wie bei den Südarabern, so auch bei den ältesten Israeliten der Mondgott eine so hervorragende Stellung einnnahm, daß er als der Gott κατ' ἐξοχήν galt — bei dem Nomadentum der Israelstämme ist das ohnehin wahrscheinlich — so begreift es sich, wie der Schein eines gewissen Monotheismus entstehen konnte, und wie in der biblischen Überlieferung, die die an den Mondkult erinnernden Züge nach Möglichkeit verwischt hat, die Patriarchen sogar als echte Monotheisten erscheinen. Wie dem aber auch sein möge, wir dürfen jedenfalls von einem eigentlichen Monotheismus der alten Israelstämme nicht reden. Denn der Mondgott, in dem die vormosaischen Israeliten ebenso gut wie die Südaraber die Verkörperung des von ihnen geahnten höchsten guten Wesens gesehen haben werden, hat weder gegen den Polydämonismus noch gegen den Seelenkult des ältesten Israel irgendwie protestiert. Ebensowenig hat er, der allen Israelstämmen in gleicher Weise heilig war, etwas gegen die Verehrung einzelner Stammgottheiten gehabt, die wir für das älteste Israel zweifellos anzunehmen haben, wenn wir auch über sie recht wenig wissen, da gerade mit Bezug auf diesen Punkt die spätere Überlieferung reine Bahn gemacht haben wird. Aber Stammesbezeichnungen wie Bne Gad und Bne Ascher spielen doch einigermaßen den Verräter, denn Gad ist der Name des Glücksgottes Gad, und in Ascher haben wir mit hoher Wahrscheinlichkeit das männliche Gegenstück zu der Göttin Aschera, der wir später noch begegnen werden, zu sehen.

Aber weder an einen dieser Stammgötter noch an einen der zahlreichen Elim konnte die Weiterentwicklung anknüpfen. Sollte die Religion des ältesten Israel fortgebildet werden, so mußte der Prozeß der Fortbildung bei der alten Mondgottheit einsetzen und die vornehmste Aufgabe mußte es sein, das bis jetzt im Monde verehrte höchste Wesen aus dem Schema der doch immer pantheistisch gearteten Astralreligion prinzipiell loszulösen und ihm seine Stellung als absoluter Herr über Natur und Geschichte und über Sonne, Mond und Sterne anzuweisen. Denn vom Boden der Astralreligion aus hätte sich doch immer nur jener Pseudomonotheismus, der den Polytheismus in sich einschließt, aber nie der wahre Monotheismus, der den Polytheismus innerlich überwindet, entwickeln können. Inwieweit Moses der Religion der Väter nach diesem Ziele hin eine neue Bahn gewiesen hat, soll im nächsten Abschnitt gezeigt werden.

Jena. Prof. D. Baentsch.

[8]) Wie weit der deutsche Sprachgebrauch (Mond = Mann, Sonne = Frau) eine mythologische Voraussetzung hat, soll hier unerörtert bleiben. Bei Scherer, Geschichte der deutschen Literatur S. 11, findet sich die Vermutung, daß die Auffassung der Sonne als Frau Sonne aus germanischer Frauenverehrung zu erklären sei.

[9]) Es ist darauf hingewiesen worden, daß auch die Sara sowohl als Gattin wie als Schwester Abrahams erscheine, vgl. Gen. 20, 2—5. Da es sich aber hier lediglich um eine von dem Erzähler ersonnene Ausrede handeln kann, soll auf diesen Punkt kein Gewicht gelegt werden.

# Protestantische Wege zur Jugendpflege.*)

Die Jugend von heute ist schlecht und ganz verdorben, so klagt unsere ängstliche Zeit. Dem muß ich eine Wahrheit gegenüberstellen: wir haben eine Volksjugend, welche unverdorben, gesund und frisch, reich an Gaben und Kräften ist.

Es ist mir nach dem Maße der Zeit und meiner Erfahrung nur möglich, über die männliche schulentlassene Jugend zu sprechen, von unseren Jungens, wie man in Hamburg kurzweg sagt. Diese unsere Jungen bleiben viel länger kindlich, als die Kinder der oberen Stände. Was blasiert ist, kennen sie nicht. Sie sind ein freudesprudelndes Geschlecht. Wer sich einigermaßen auf ihre Behandlung versteht, wird von der berühmten Roheit und Verworfenheit wenig finden. Die einfache Lebensweise, die frühe ernste Arbeit bewirkt, daß unsere Jungen von all den Verführungen der Großstadt viel weniger ergriffen werden als die — scheinbar so viel besser behüteten — Knaben in den höheren Schulen. Perversitäten und Raffiniertheiten sind unserem Volke im großen und ganzen Gott sei Dank unbekannt. Die geschlechtliche Verführung kommt für viele Tausende erst mit dem Militär und der Marine.

Aber eines fehlt dieser vielköpfigen, beweglichen, frischen Jugend — der rechte Freund, der sie lieb hat. Ohne Beratung und Leitung lebt diese ganze Klasse 4—5 Jahre dahin — nur unter dem Zwang des Berufs und der — meist nicht sehr starken Autorität der Eltern, voll Begeisterungsfähigkeit, die keinen Gegenstand findet, voll Jugendfrische, die sich nicht zu bewegen weiß.

Wer zuerst seine Aufmerksamkeit der Arbeiterbevölkerung zuwendet, glaubt gewöhnlich eine ziemlich gleichartige Masse zu finden, er glaubt überhaupt eine ganze Menge zu wissen, — je mehr er aber sieht, um so schweigsamer wird er vor dieser überraschenden, farbenreichen Welt stehen.

1.

Ehe ich daher bestimmte praktische Arbeit schildere, will ich Ihnen einige Haupttypen der Jungen vorführen.

Also rufe ich zuerst Hein Pott herbei. Hein Pott ist Ostern aus der Schule gekommen, noch recht klein, aber leistungsfähiger und zäher als man denken sollte. Sein Verstand ist beschränkt, aber Hein ist eigentlich ein rührend guter Junge. Obgleich er aus den elendesten Wohnungsverhältnissen stammt, ist er unverdorben und wird es auch bleiben. Seinem etwas matten Geist sind die Reize der Großstadt ziemlich gleichgültig. Tags arbeitet er in der Fabrik oder auf den Schleppdampfern und abends ist all seinem Glücksbedürfnis genügt, wenn er auf dem Deich sitzen und rauchen oder gar Ziehharmonika spielen kann. Er ist

*) Referat auf dem XXII. Protestantentage zu Berlin. 2. Sektion.

ein Kind und bleibt es teilweise sein Leben lang. Er wird niemals den Staat einreißen, ja er liest kaum Kolportageromane, das ist zu mühsam. Hein Pott wohnt in einer großen Stadt viele hundertmal. Auch ihm wäre ein starker Freund zu wünschen, der sein Leben etwas reicher macht; aber so dringend nötig wie andere Klassen hat er ihn noch nicht.

Ich stelle nun Tedje Brit vor: Er ist starknochig, unordentlich, hat wüste Haare und eine Jockeymütze. Er ist ungehorsam, roh — ein gewaltiges Kraftgefühl und Jugendlust steckt in ihm. Er tritt bei Volksaufläufen als Halbstarker auf und bringt die Volksjugend in unverdient schlechten Ruf. Aber viel größer sind die Sünden der Eltern, der Schule, der Polizei, der Gesellschaft an ihm. Er wird in jeder Weise mißhandelt und mißerzogen. Wer mit der Volksjugend viel verkehrt, wird von Zeit zu Zeit einen Tedje Brit unter die Hände bekommen. Wenn er dann Zeit und Geschick hat, dann offenbart ihm der freiheitsliebende grobe Junge wahrscheinlich ein goldenes Herz.

Tedje Brit hat noch einen unglücklichen Bruder, der stammt aus dem tiefsten Elend; Trunksucht oder Syphilis haben in seiner Famlie schon verwüstend gewirkt. Dieser Junge ist durch und durch verdorben, heimtückisch, trotzig, feig, — ihm ist gar nicht mehr, jedenfalls in seiner Heimatstraße nicht mehr zu helfen.

Doch nun kommen meine Freunde Wilhelm und Fritz. Wie sie aus der Schule kamen, schienen sie nicht sehr kräftig zu sein. An Luft und Ernährung hat viel gefehlt. Sie haben die Schule bis zu Ende durchgemacht. Ihr Geist ist regsam; sie möchten alles wissen und können. Ihr Geist ist jungfräulicher Boden, man kann beliebig oft säen und hat immer wieder große Ernten. Sie nehmen die Arbeit so wichtig wie Erwachsene und haben Herzen wie Kinder. Fritz wird Kaufmannslehrling. Er geht immer sauber einher. Seine Mutter leistet ein unglaubliches Stück Scheuern, Waschen, Plätten, um das fertig zu bringen. Sein Vater ist wahrscheinlich ein überzeugter Sozialdemokrat und treuer Gewerkschaftler. Er gibt all seinen Verdienst für seine Kinder, glaubt an die Zukunft seiner Kinder, des Arbeiterstandes und der Menschheit. Dafür führt er ein hartes, arbeitsvolles Leben. Hoffentlich lohnt Fritz die viele Liebe, daß nicht der Leichtsinn ihn später packt oder auch die Schwindsucht im ungesunden Kontorleben.

Bei Wilhelm zu Hause sieht es ganz ähnlich aus; er ist Handwerker geworden und es ist Segen über seinem Arbeiten. Er wächst und zeigt fabelhafte körperliche und geistige Leistungsfähigkeit. Sein Charakter entwickelt sich fest und klar. Das wird einmal der Arbeiter der Neuzeit. Er hat Mut für die Zukunft. Er will mindestens Lokomotivführer oder Maschinist werden — und wenn nicht daheim, in China oder Kleinasien.

Manchmal sind Fritz und Wilhelms Eltern zu arm oder nicht unternehmungslustig und mutig genug. Dann müssen die Jungen gleich als Boten oder Arbeiter Geld verdienen, oder auch sie kommen in schlechte Lehrstellen, — da werden sie ausgenutzt und die Arbeit genügt ihrer Begabung nicht. Dann entwickelt sich der Charakter nicht und die Versuchung hat leichten Zugang.

Unstetigkeit und Mangel an Mut — das sind für Fritz und Wilhelm die Gefahren. Niemand steht ihnen zur Seite.

Aber wenn wir unseren Verein auftun, dann kommen sie und hoffentlich auch Tedje Brit. Wer ein neues Banner aufwirft, zu dem kommen die Starken zuerst und lassen sich anwerben.

2.

Es ist stiller Nachmittag; im Sonntagsschlummer ruht die Turnhalle; der Staub hat sich gesetzt und die Geräte leise überlagert. Da — Punkt 4 Uhr öffnet der Schuldiener und herein stürmen einige Rangen, die schon gewartet haben, daß ein aufsichtführender Vorturner erscheine. In der nächsten halben Stunde sammeln sich mehr Jungen, ziehen sich um, turnen hier und dort. Nun tritt ein Helfer oder der Vereinsleiter auf und ruft zum Spiel. Einige Minuten dauert es, bis die Parteien gewählt sind und das Chaos sich ordnet. Nun wird auf dem Schulhof eifrig Baarlauf und Schlagball gespielt. Um 5 Uhr gibt der Turnleiter das Kommando zum Antreten der Riegen.

Ist der Vereinsleiter selbst da, so schreitet er wohl die Riegen durch, schiebt hier und da einen Mogelanten in die richtige Riege, rügt das Herumliegen von Spielgeräten.

Das Turnen dauert 40 Minuten, dann tritt eine Pause ein; mittlerweile sind bedeutend mehr Jungen gekommen. In der Halle geht es bunt her wie auf dem Verdeck eines Kriegsschiffs — nur daß einiges nicht vorgeschriebene Balgen noch hinzukommt. Um $6^1/_4$ stehen 8 Tische und 20 Bänke aufgeschlagen, die vorher in einigen Ecken verstaut waren.

Bücher, Bilder, Halma, Schach sind auf den Tischen zu sehen, überall haben sich Gruppen von Spielern gebildet. Um $6^1/_2$ öffnen die Bücherwarte ihren Schrank, um 7 der Kassenwart. Um $7^1/_4$ wird gepfiffen und über den Hof, wo immer noch gespielt wird, tönt der Ruf: Vortrag! Eine Weile wird noch gebürstet und gewaschen, Bücher und Spiele fortgetragen.

$7^1/_2$ sitzen alle dichtgedrängt beisammen. Der Leiter stellt den Vortragenden vor und für eine halbe Stunde wird die Phantasie über Land und Meer, in die Werkstätte des Erfinders oder mit den Kriegshelden unseres Volkes fortgetragen. So ungefähr mag früher das Volk seinen epischen Sängern gelauscht haben.

Nach dem Vortrag spricht der Leiter einige Worte. Dies ist mir der Höhepunkt des Abends; da habe ich meine Jungen und kann ihnen sagen, was mich bewegt oder was ihnen gut ist; allerdings ein schwieriges Stück Volksberedtsamkeit.

Noch singen wir einige Lieder, dann gibt's wieder eine Viertelstunde Schieben, Schleppen, Toben, und gruppenweise gehen die Jungen, meist um einen Helfer geschart. An den Straßenecken lösen sich die Gruppen mit Gruß und Händedruck — das ist hier zwar sonst nicht Mode. Aber der Lehrlingsverein zeigt sich eben als Träger höherer Kultur.

3.

Wie schafft man nun solchen Verein? Welches sind die Kräfte, die den Organismus lebendig erhalten?

Da ist eine als Methode zu nennen: Jedem einzelnen Jungen ein Freund werden — befriending the boys, wie die Engländer sagen. Jeden als Persönlichkeit behandeln — ist das nicht eine tief christliche Methode?

Es ist verkehrt, wenn man von vornherein den Gewinn für die Kirche oder den Staat berechnen will. Wir sollen die Jungen nicht für etwas gewinnen wollen, statt ihnen zu dienen. Uns selbst sollen wir ihnen geben. Sonst kümmert sich niemand um sie.

Hierzu kommen nun noch einige durch unsere Hamburger Erfahrung reichlich bestätigte Grundsätze.

Die Jungen sind ein Verein und sollen ihre Angelegenheit selbst verwalten. Wir sind nicht Schule — dann fühlen Jungen sich verpflichtet, Ungezogenheiten zu begehen; nicht Kirche — dann sind sie voller Mißtrauen; kein bloßer Unterhaltungsabend — dann fühlen sie sich nicht gebunden. Sondern wir sind ein Verein.

Aber der Verein ist für uns eine pädagogische Form. Er soll nie Selbstzweck sein. Wehe, wenn die Jungen anfangen, sich als kleine Vereinsmeier zu geberden. Jeder Zank, jede Eifersucht, Intrigue, Frechheit, Gemeinheit wird dann bald im Gange sein. Die Jungen geberden sich als Herren und verlangen plötzlich dies und das — vor allem Vergnügungen und Feste. Aber dafür gibt es ja Theater und Zirkus. Haben wir nichts, was stärker anzieht als Amüsement, dann werden wir bald am Ende unserer Kräfte sein.

Bei uns muß alles hausmännisch hergehen, auch auf den Familienabenden, die wir zweimal im Jahre halten.

Wir haben bei allem eine liturgische Beständigkeit — Turnen, Bücherausgabe, Vortrag — alles hat seine kanonische Zeit. Sinn für Ordnung und Stetigkeit fehlt unseren Jungen nur allzusehr, — sie müssen sie im Zusammenleben mit uns lernen.

Ein großer Fortschritt gegenüber den Jünglingsvereinen ist es, daß wir Lehrlinge und Gehülfen prinzipiell scheiden — und zwar so, daß wir auf den ersteren, als der Masse, unsere Einrichtungen aufbauen.

Es ist durchaus verkehrt, die Lehrlinge durch die Gehülfen anleiten zu wollen; der Unterschied an Alter und Bildung ist zu gering. Helfen können sie uns allerdings in einigen Dingen, aber immer nur kraft unserer Autorität.

Höchst gefährlich ist es, Jungen in einigen Gruppen zu einem besonderen Zweck sich selbst zu überlassen; man wird bald ein Nest der schlimmsten Vereinsmeierei haben.

In meinem Verein gibt es z. B. einen englischen und literarischen und französischen Abend, dazu drei oder vier Spielmannschaften. Solche Gruppen bilden sich oder lösen sich auf, je nachdem ein Helfer sich findet. Denn alle diese Gruppen sind ein Mittel, die älteren Freunde mit den Jungen in Berührung zu bringen.

Bei der mangelhaften körperlichen Erziehung unserer oberen Stände und der egoistischen Sportswut fehlt's bei den Turnspielen leider öfter an Leitung; ich muß da meine Gehülfen vorschieben. Wenn ich aber merke, daß eine Spielgruppe dem Einfluß des Vereins sich entzieht, schneide ich ihr die pekuniäre Unterstützung unbarmherzig ab.

Ohne stete Aufmerksamkeit des Leiters und ohne ein Stück Demagogie ist solch ein kleines Volk von hundert und mehr Köpfen natürlich nicht zusammen zu halten. Der Widerstand der Nachbarjungen in den Straßen, welche mir meine Jungen wegziehen wollen, ist nicht gering anzuschlagen. Desgleichen das empfindliche knaben-jünglingshafte Ehrgefühl! Selbstverständlich dürfen meine Jungen rauchen; wie würden sie sich sonst als junge Leute fühlen. Aber beim Vortrag machen wir es wie in der feinen Gesellschaft, wir lassen die Zigarette ausgehen.

Überhaupt kann ich den Jungen nicht diese oder jene Vorschrift machen, — sie selbst müssen beschließen, was sie sollen. Ich kann mich hernach wirklich nicht über Unfolgsamkeit beklagen.

Wird im Sommer oder um Weihnachten der Besuch einmal flau, so schicke ich wohl plötzlich — wie die Bazare und Theater es ja auch machen — jedem eine gedruckte Postkarte ins Haus, von den Schriftführern adressiert — und rufe zur Generalversammlung. Oder es erscheint ein Bericht in den Zeitungen über einen Elternabend.

Ein Mittel haben wir endlich noch, unsere Jungen fest an uns zu fesseln, daß ist der Besuch bei den Eltern. Ich werde immer freundlich aufgenommen und oft gebeten wieder zu kommen, so daß ich den Wünschen gar nicht genügen kann.

4.

Drei Dinge freilich brauche ich ja nun noch: Geld, Helfer und Vorträge.

Die Halle giebt die Stadt uns frei. 300—400 Mk. kosten uns jährlich Reinigung und Heizung. Die müssen uns natürlich von irgend einem Verein gegeben werden.

Im übrigen muß ich mit den 20 Pfennig Monatsbeitrag der Jungen, also etwas über 200 Mk. im Jahr, auskommen. Bücher, Bälle, Reparaturen, Eisenbahnfahrten müssen davon bezahlt werden.

Jetzt, wo der Verein groß geworden ist, erhalte ich von guten Freunden noch öfter einmal ein Goldstück, wenn ich für Spielgeräte oder neue Bücher notwendig eins gebrauche.

Als Helfer müssen drei bis vier Herren möglichst regelmäßig sich beteiligen. Sie müssen nur Liebe zur Jugend und Takt besitzen. Im übrigen ist jeder Beruf recht. Je höher ihre Bildung, desto mehr werden sie leisten, kann man wohl im allgemeinen sagen.

Stets haben bis jetzt auch einige junge Leute mit höherer Schulbildung bei mir sich beteiligt, die mit den älteren Lehrlingen gleichalterig waren. Sie durften nicht als Helfer auftreten, sondern mußten sich unter die Jungen mischen. Durch ihre bloße Anwesenheit waren sie aber wertvoll. Auch als Vorturner, Schriftführer, Korrespondenten in den mannigfachen Vereinsgeschäften waren sie mir von unschätzbarem Werte.

Natürlich muß solchen jungen Leuten der Verkehr mit den Volksschülern selbst zu einer Freude und Erholung werden. Sonst kann man es nicht von ihnen verlangen.

Für unsere Helfer wird der Verkehr mit den Jungen zu einem Stück ihres Lebens. Die Jungen müssen doch wohl so böse nicht sein, wie die Welt sagt.

Zu Vorträgen müssen natürlich alle meine Bekannten heran. Und sie kommen gern wieder, und wir sind ihnen sehr dankbar. Denn wenn ich auch öfter selbst eine Geschichte erzähle, — ich allein wäre mit meiner Weisheit bald am Ende.

Belehren sollen unsere Vortragenden nicht, sie sollen fesseln, womöglich begeistern. Am besten ist das Lebensbild eines Helden. Denn unsere Jugend freut sich an jeder tapferen Persönlichkeit, sei es nun ein Schusterjunge oder ein General; Ort und Zeit ist ihr ziemlich gleichgültig. Persönlichkeit und Handlung interessieren.

5.

Nun noch ein Wort über den Gehülfenverein; im vierten Jahr nach der Konfirmation passen die jungen Leute in diesen Lehrlingsbetrieb nicht mehr ganz hinein. Vielleicht die Hälfte von ihnen — die begabtesten und darum jederzeit gefährdetsten, sammeln wir nun noch einmal in einem besonderen Verein, vierzehntägig an Wochenabenden.

Hier werden ihnen ernstere Vorträge über staatliche, bürgerliche und religiöse Dinge gehalten, Bier dazu getrunken und diskutiert. Ich halte streng darauf, daß die jungen Leute nicht in irgend eine Parteirichtung gezogen werden. Sie sollen erst einmal die Dinge in ihrem Vaterland sehen lernen, wie sie sind.

Außerdem verbindet uns natürlich ein lebhafter freundschaftlicher Verkehr, denn diese jungen Leute sind ja vor meinen Augen von Knaben zu Jünglingen herangewachsen.

Wir hoffen, diese sollen dank ihrer Begabung und guten Bildung einmal im Leben sich als selbständige Persönlichkeiten bewähren. Sie sollen auch uns einmal ihren Mann stellen, wenn wir sie brauchen, vielleicht in der bürgerlichen ehrenamtlichen Verwaltung, vielleicht draußen im Ausland auf einem Vorposten deutscher Kultur; sie sollen auch für die mutige christliche Weltauffassung, die sie von uns erhalten haben in langjährigem Zusammenleben, einmal eintreten, wenn die Zeit es fordert.

Meine Herren, lassen Sie uns hingehen und die deutsche Volksjugend zu uns rufen, und wir werden reich werden an Kraft, Freude und an Hoffnung für die Zukunft unserer Nation!

Hamburg. Claßen.

## D. Theodor Woltersdorf.

Vor vier Jahren hatte ich ihn zuletzt gesehen, den vornehmen Freund, an dem ich zeit meines Lebens in Pommern empor geschaut habe voll Verehrung und Liebe, mein Vorbild in Herzensreinheit, Arbeitsfleiß und frommem Sinne. Er war am 25. August 1900 zum Hasefeste in Jena gewesen. Und nun war's der 1. November dieses Jahres. Da stürmt' ich leise in Weimar ins offene Haus, zu überraschen den lange Entbehrten an seinem Arbeitstische, wie früher so manchmal in Greifswald. Leise will ich eintreten durch die angelehnte Tür des Studierzimmers mit dem altbekannten Schilde, da geht sie von innen auf und eine fremde Dame kam heraus. „Ich möchte gern Herrn D. Woltersdorf besuchen." „Der liegt im Sterben."

Als er zwei Tage später erlöst war, bin ich doch dankbar gewesen, daß es mir so merkwürdig vergönnt gewesen

war, durch die Türspalte noch einmal voll Schmerz auf die lieben verfallenen Züge des schwer Schlafenden blicken zu dürfen.

Erst jetzt weiß ich, wie sehr dies Mannesleben gleichmäßig sowohl Naturprodukt als Selbsttat aus einem Guße gewesen ist: im Manne sehe ich das Kind, im Kinde das Elternhaus.

Th. Woltersdorf ist am 22. Dez. 1834 in Berlin geboren als Sohn eines Apothekers. Hauptstädtischer Geist, großpreußisch-patriotische Geschichtsauffassung und des Apothekers Pflichtpünktlichkeit der äußeren Lebensordnung bis ins Kleinste. Nach weiterer Erziehung bis zur Sekunda des Gymnasiums in Marienwerder tritt der Jüngling als Schlosserlehrling ein in seines Bruders Fabrik in Magdeburg. Es hat ihm doch nichts geschadet, daß er diese drei Jahre das schwere Joch getragen hat. Das Schlosserhandwerk in den Fabriken, an sich ein ernster Beruf, verlangt große Opfer leiblicher Kraft und seelischer Entsagung. Um so mehr, wenn, wie im vorliegenden Falle, des Werdenden Herz nach seinem gottverordneten Berufe, dem des Theologen, schrie. In dieser Zeit hat W. durch eisernen Fleiß sich nachts wissenschaftlich weiter gebildet und als es ihm durch Vermittelung einer Verwandten, die Schleiermacher hoch verehrte, gelungen war, zwanzigjährig die Prima in Merseburg zu besuchen, da hat er nach Jahresfrist die Abiturientenprüfung bestanden. Das theologische Studium in Halle und Tübingen ließ ihn eintauchen in das köstliche Stahlbad neutestamentlicher Wahrheitsforschung, wie sie ihm namentlich persönlich und literarisch in Baur und Hilgenfeld entgegentrat. Nachdem er um die Wende des sechsten Jahrzehnts in Königsberg i. Pr. sein theologisches Examen bestanden, noch ein Jahr das Wittenberger Seminar besucht hatte und dann durch einige Zeit Strafanstaltspfarrer in Zeitz und Prettin gewesen war, erhielt er 1864 die Pfarrstelle in der Magdeburger Friedrichsvorstadt, wo er durch seine Predigten die Aufmerksamkeit des damaligen sächsischen Generalsuperintendenten auf sich zog. Der redete einstmals über ihn mit Tholuck und tadelte — bei übrigem Lobe — an Woltersdorf, daß er sich nicht genügend an die Regeln der Homiletik halte, worauf jener den denkwürdigen Ausspruch tat: „Zum Teufel auch die Homiletik!"

Durch die Vermittelung von Karl Schwarz wurde Woltersdorf dann 1866 nach St. Nikolai in Greifswald berufen, wo er in dreiunddreißigjähriger Wirksamkeit als Prediger, Seelsorger, Gemeindeleiter, Organisator, Gelehrter und Kirchenpolitiker noch einmal einen hellleuchtenden Stern theologischer Größe über dem Orte hat strahlen lassen. Dann hat er sich nach 37 Amtsjahren, die wahrlich köstlich in Mühe und Arbeit gewesen sind, im gegenseitigen Bewußtsein bleibender innerster Geistesgemeinschaft von seiner treuen Nikolaigemeinde verabschiedet und ist mit seiner ihm so zart und innig verbundenen Lebensgenossin in deren schöne thüringische Heimat gezogen, in otium cum dignitate, zu stiller, fleißiger Gelehrtenarbeit von Arnstadt bis Weimar. Er ist uns, seinen Freunden, zu früh gestorben, aber — „Friedestifter, fahre hin in Frieden!"

Denn — das ist etwas von der göttlichen Ironie in den Dingen — dieser von Behörden so oft zurückgewiesene, protestierte, bekämpfte Mann war durch und durch eine tief innerlich friedliche Natur. Der Kampf hat ihm nie Freude gemacht, aber in dem einmal aufgezwungenen Kampfe war er unerschütterlich. Wenn einem, so gebührt ihm das von ihm anderen so gern nachgerufene Prophetenwort als Leichentext: „Das Gesetz der Wahrheit war in seinem Munde und ward kein Böses auf seinen Lippen erfunden. Er wandelte vor mir friedsam und aufrichtig." Daß er eine durch und durch fromme — ich hätte mich beinahe vergessen zu sagen „religiös-positive" — Natur war, das war schon mit der ganzen ernsten Grundstimmung seiner Seele gegeben. So stand er theologisch tief gegründet in Schleiermachers Mystik, wie er denn wohl auch nicht zufällig befreundet war mit J. W. Hanne, in dessen Persönlichkeit die beiden Seiten evangelischer Frömmigkeit, Gefühlsinnigkeit und Verstandesklarheit, eigentümlich vereint waren. Und doch auch war Woltersdorfs Art wieder ganz anders: Gottinnigkeit, die sich offenbarte in peinlicher Pünktlichkeit der äußeren Lebensordnung, zugleich mit großzügigem, weitem Blicke des gestaltenden Denkers. Ein Denken, das übrigens keineswegs auf dem Gebiete der Spekulation lag, sondern des praktisch-politisch schaffenden Geistes. Gerade hier hatte Woltersdorf so recht seine Domäne als theologischer Gelehrter. Sein Buch über „Das Preußische Staatsgrundgesetz und die Kirche, Studien und Urkunden zur Verfassungsfrage der evangelischen Landeskirche in Preußen", Berlin, 1873, 556 S., zeigte den Verfasser mit einem Schlage als den wissenschaftlich berufenen Wächter über die kirchlichen Verheißungen der preußischen Staatsverfassung. Es ist schade, aber auch ein Zeichen der kirchlich „positiven" Zeit, daß so wenig junge Theologen das Buch kennen, geschweige denn studieren. „Gesammelte Aufsätze" zu demselben Thema gab er dann noch 1891 heraus, die sich jenem Werke gleichwertig anreihen als die reife Frucht praktisch-politischer Arbeit. Deren Vorwort vom 1. Advent 1890 schloß mit den Worten: „Die theologische Wissenschaft ist auch in den schwersten Zeiten ruhig und stetig ihren Weg gegangen. Immer neue Jünger sind ihr erstanden, in denen echt christlich mit der Frömmigkeit die Wahrhaftigkeit sich einte. Wo aber diese beiden im Bunde stehen, da bereiten sie Dem den Weg, von dem im Evangelium geschrieben steht: Siehe, dein König kommt zu Dir!" Es sind acht Aufsätze: „Schleiermachers Predigten über die Augsburgische Konfession", „Die Union in Preußen", „Die landeskirchlichen Lutheraner in Pommern bis zum Ausgange des Jahres 1858", „Zur Erinnerung an den Grafen von Schwerin", „Aus dem ersten Lustrum der Protestantischen Kirchenzeitung", „Das Ringen um die evangelischen Gemeinderechte", „Die Kirchengemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873", „Zur Hammersteinschen Bewegung für die größere Selbständigkeit der evangelischen Landeskirche". 275 Seiten mit einem Anhang reichsten wissenschaftlichen Materials.

Dieser gelehrte Kirchenpolitiker, hochangesehene Gemeindepfarrer und in jeder Weise maßvoll vornehme, gerechte Mann sollte nun Stadtsuperintendent von Greifswald werden. Wenigstens nach dem Wunsche und Verlangen des Rates der Stadt auf Grund alter Handfesten, die, so viel ich weiß, die Ernennung des Ephorus zwischen der Stadt und der Kirchenbehörde alternieren ließen. Beide Kirchenbehörden, unser Provinzialkonsistorium und der Evangelische Oberkirchenrat, haben Woltersdorf zu der Stelle abgelehnt.

Nachdem sich das Verfahren beiläufig fünfzehn Jahre, von 1875 bis 1890, hingezogen hatte, während welcher Zeit der Diakonus Woltersdorfs die Superintendenturgeschäfte im Auftrage der Behörde hatte führen müssen, (!) erhielten die Gemeindeorgane der drei Greifswalder Gemeinden auf Grund einer Eingabe von dem Evangelischen Oberkirchenrat einen Erlaß vom 24. November 1890, in welchem es wörtlich heißt:

„Des Kaisers und Königs Majestät haben das von Euerer Hochwohlgeboren und einer größeren Anzahl von Mitgliedern der kirchlichen Gemeindeorgane der dortigen drei Kirchen eingereichte Immediatgesuch vom 1. August d. J. um Ernennung des Pastors D. Woltersdorf an St. Nikolai daselbst zum Superintendenten der Stadtsynode Greifswald ohne nähere Bestimmung uns zur Prüfung und Bescheidung zu überweisen geruht.

In Erledigung dieser Allerhöchsten Orts uns gestellten Aufgabe und mit der Vorbemerkung, daß wir über das Gesuch zunächst noch das Königliche Konsistorium zu Stettin zu einer Äußerung veranlaßt haben, eröffnen wir Euer Hochwohlgeboren zur geeigneten gefälligen Mitteilung an die Mitunterzeichner desselben, daß wir bei aller Anerkennung der auch von dem Königlichen Konsistorium gebührend gewürdigten wissenschaftlichen Befähigung, praktischen Tüchtigkeit und verdienstlichen Wirksamkeit des

Pastors D. Woltersdorf, wodurch er in weiten Kreisen der Stadt sich Ansehen und Beliebtheit erworben hat, nach eingehender wiederholter Prüfung vom Standpunkt kirchlicher Oberaufsicht uns nicht haben in der Lage sehen können, in Übereinstimmung mit den Wünschen der Bittsteller den genannten Geistlichen auch für die Verwaltung des Ephoralamts für geeignet zu erachten."

In Greifswald veranlaßte die Angelegenheit eine große Aufregung in der Bürgerschaft — bis die Wasser sich verliefen, wie überall, wo kirchenbehördliche Entscheidungen sich mit den Bedürfnissen des „liberalen" Gemeindebewußtseins nicht decken. Da ist das Stöckertum doch stärker: das läßt seine Parabolanen Radau machen, bis die Behörden es berücksichtigen.

Aber wir wollen deshalb mit dem Stöckertum doch nicht tauschen.

In der „Protestantischen Kirchen-Zeitung" (Dez. 1890) fand die Sache damals eine satirische Beleuchtung durch einen wahrscheinlich durch einen indologischen Fachmann geschriebenen Aufsatz über „Kirche und Theologie des Buddhismus". Es war eine merkwürdige Parallele zwischen Indien und Pommern. Aber die es am meisten anging, haben den Aufsatz mit dem abgelegenen Thema wohl kaum gelesen.

Woltersdorf indes hat in jenen Zeiten innerlich schwer gelitten und sich verletzt gefühlt. Nicht aus Eitelkeit, die dem ernstsachlichen, bescheidenen und selbstbewußten Manne ganz ferne lag, sondern weil es ihn schmerzte, sich von seinen Behörden sittlich verkannt zu sehen. Die Anlagen sind da verschieden: manch anderer tröstet sich in verwandten Lagen mit dem im letzten Grunde heiteren Bewußtsein, daß die Glieder kirchlicher Behörden eben auch nur arme Menschenkinder sind wie wir, und daß, was sie reden, nicht vom Himmel her geredet ist, sondern nur gelten muß auf Erden, weil wir eben eine Gemeindekirche nun einmal noch nicht haben!

Damals durfte ich unter dem frischen Eindruck der von mir, dem Neuling in Preußen, zuerst beobachteten pommerschen Provinzialsynode von 1887 in einer eingehenden Besprechung jener „Gesammelten Aufsätze" unter anderem betonen: „Diesen patriotischen Mann zeigt endlich noch besonders das Neueste aus dem Schatze dieses rechten Schriftgelehrten, seine Rede auf der 1887er Provinzialsynode. Das ist auch eine Momentphotographie aus der Zeitgeschichte: Dort der ganze heilige Synod und das Rittertum, auch fürs kirchliche Gebiet unter der unausgesprochenen Devise: „und der König absolut, wenn er unsern Willen tut," und hier vor ihnen der „aus Gründen kirchlicher Oberaufsicht" zur Superintendentur Untaugliche, der beredte und begeisterte Vertreter der Staatssouveränität über alle Korporationen, welche der Staat umschließt!"

Das ist derselbe Geist der Wahrhaftigkeit zugleich und der Friedfertigkeit, aus dem heraus er auf jener Vertrauensversammlung, betreffend Apostolikum und Agende in Berlin, zum Entsetzen von uns Jüngern erklärte, er habe nichts dagegen, wenn zum sonntäglichen Gebrauche der Liturgie neben dem Apostolikum auch — das Nicaenum gestattet würde!

Die Quittung der Greifswalder war jenes 25jährige Jubiläum Woltersdorfs, von dem der treffliche Mann mir schrieb: „Das Ganze hat mir doch wohlgetan und durch die ungekünstelten herzlichen Beweise der Anhänglichkeit mir neuen Mut gegeben. Fürs Allgemeine freilich habe ich dessen nur wenig. Die absolute Unsicherheit und Ziellosigkeit im öffentlichen Leben bedrücken mich sehr. An eine nachhaltige Besserung der kirchlichen Zustände scheint für absehbare Zeit niemand mehr zu glauben. Wir werden zufrieden sein müssen, wenn wir noch auf einzelne wirken können und wir uns selber vor religiösem und moralischem Schiffbruch bewahren. Wie mir H.*) neulich schrieb: jeder müsse zusehen, daß er bei dem allgemeinen Zusammenbruch für sich mit Ehren bestehen möge!"

Es war uns allen Genugtuung und Selbstverständlichkeit, daß unsere damaligen Jenenser Woltersdorf den Doktor gaben. Denn ein Doktor der Theologie soll ein universell gebildeter Theolog sein, gerade weil er in einem Einzelnen seine Stärke hat. Ein Buch schreiben tut's alleine noch nicht. Darum hat mich auch beiläufig von allen neuerlichen theologischen Promovierungen keine so gefreut wie die von Friedrich Naumann. In dem Sinne war der Kirchenrechtler und Kirchenpolitiker Woltersdorf ein universeller Theologe. Auch gerade homiletische Studien waren seine Freude, wie die Analyse der Festpredigten des Gabriel Barletta (1886), kirchenkulturgeschichtliche wie die gelegentliche Veröffentlichung der köstlichen niedersächsischen Schilderungen des ersten protestantischen Bürgermeisters von Stralsund, Franz Wessel, um 1550 (zuletzt urtextlich herausgegeben 1837 von Zober). (Ich durfte mich einmal mit ihm freuen, daß wir beide dies Schriftchen unter einer Zeitferne von dreißig Jahren der Gemeinde nahe gebracht hatten, ohne von einander zu wissen.) So schrieb er in den letzten Jahren seiner verdienten Muße, immer am Schreibtisch rastlos tätig, kirchenrechtsgeschichtliche eindringende Aufsätze über die Konservierung der Pfarrtöchter in Pommern (in Friedbergs Zeitschrift), d. h. über die halb rechtliche, halb moralische Pflicht neuer Pfarrstellinhaber, die hinterlassene Tochter (bezw. Witwe) des Vorgängers zu heiraten (!).

Aber er hat uns nicht nur homiletische Studien gegeben, sondern auch homiletische Taten. Das sind neben einem mit liebevollstem Fleiße ausgearbeiteten Spruchbuche für seine Konfirmanden, seine „Leichenreden"; erstes Heft 1888 bei Bamberg in Greifswald 128 S., zweites Heft, ebenda 1900, 135 S., mit „Abschiedsgrüßen" als Anhang, des Verfassers erste und letzte Predigt bei seiner Nicolaigemeinde. Durch diese Leichenreden habe ich für meine Person erst Respekt vor der Leichenrede bekommen, auch vor der, die ich selbst zu halten habe. Nicht zehn Zeitschriften für Homiletik hätten mir auf diesem Gebiete das beibringen können, was ich von diesen 55 Leichenreden aus 26 Jahren gelernt habe. Es sind evangelische Charakterzeichnungen von meistens Greifswalder, aber auch einigen anderen Männern und Frauen, an deren Sarge er gesprochen hat. Karl Schwarzens unvergänglicher Kanon für die Sargrede: „Zugleich individualisieren und idealisieren" ist meiner Kenntnis nach nie so sehr praktisch zur Darstellung gebracht als in diesen Reden. Diese Charakterbilder, unter denen doch auch unser unvergeßlicher Stettiner Schiffmann nicht fehlt (dessen Witwe wir acht Tage nach Woltersdorfs Heimgang mit denselben Textworten, die er damals gebraucht hatte, zur Ruhe brachten), geben großenteils ein Stück Greifswalder persönliche Stadt- und Universitätsgeschichte, die zukünftiger Geschichtsdarstellung im Kleinen noch dienen wird. Da ziehen an unseren Augen vorüber die führenden Persönlichkeiten der pommerschen Hochschule: die George, Hirsch, Hueter, Lademann, Baier, Budge, Thoms, Baumstark, Hanne usw.; ferner die Arbeiter in städtischen leitenden Ämtern wie Odebrecht, Krull, Quistorp, Teßmann, Helfritz u. a. Für draußen Stehende vielleicht manch unbekannter Name, aber in der Sache Männer des bürgerlichen Gemeinwesens von bleibender Bedeutung. Ein Beispiel für viele. Vom Geh. Sanitätsrat B. sagt der Leichenredner: „Wir hören oft die Rede — klagend führen sie die einen und die andern wie triumphierend — daß die medizinische Wissenschaft in ihren Jüngern dem christlichen Glauben den Boden entziehe. Zu den Erfahrungen des Entschlafenen hat das nicht gehört. Den zeitlichen Formen, in welchen sich der christliche Glaube ausprägt, stand der Verewigte mit der vollen Freiheit des selbständig denkenden, wissenschaftlich geschulten Mannes gegenüber. Aber er wußte sich gebunden an Christus und sein Evangelium. Das innige Vertrauen zu dem Schöpfer, der mit Vaterliebe und Vaterweisheit die Welt durchwaltet und die Geschicke auch des Einzelnen lenkt, dessen Gnade reich ist, uns schwache sündige Menschen mit Langmut zu tragen und dem Reumütigen die Sünden zu vergeben, der uns alle zu seinen Kindern berufen hat und zu Erben des

*) Zur Zeit unter den noch Lebenden der beste theologische Mann Deutschlands! (D. V.)

ewigen Lebens — diesen Herzensglauben hat er sich bewahrt bis ans Ende."

Dieser Prediger war ungeeignet für eine pommersche Superintendentur.

Aber dieser fleißige Lebensarbeiter aus der Schlosserwerkstätte hat unter seinem theologischen Doktorhut noch unablässig wissenschaftliche Werke gesammelt. Ungefähr sieben Jahre lang, etwa von 1888 bis in die Mitte der neunziger Jahre, war er ständiger Mitarbeiter am Theologischen Jahresbericht und ganz gelegentlich erzählte er, daß er zu der 14. Auflage des großen Brockhausschen Konversationslexikons einschlägige Fachartikel verfaßt habe. Ebenso sei unvergessen, daß er viele Jahre lang als fleißiger Mitarbeiter zu den Herausgebern der „Protestantischen Kirchenzeitung" gehört hat und treffliche Aufsätze zu der „Zeitschr. f. prakt. Theologie" geliefert hat, wie er nachher noch ebenso an den von D. Websky herausgegebenen „Protestantischen Monatsheften" mitgearbeitet haben soll. Als Vertrauensmann interessierte er die Greifswalder Kreise für das so notwendige aber in Pommern durch den herrschenden Missionspietismus so schwer gehemmte Werk des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Ein reich begabter Geist, ein gelehrter Arbeiter. Aber Geist und Arbeitskraft sind doch eben zunächst nur technische Gaben, die den Wert eines Mannes noch nicht ausmachen (vergl. Napoleon!). An Woltersdorf erleben wir wieder beglückt dankbar die schöne Wahrheit unseres alten Herrn von Weimar, daß „höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit". Wenn man in Greifswald die Schwelle der Pfarre von Nikolai überschritt, hatte man das Gefühl, im Banne sittlicher Weihe zu sein. Der tiefe Ernst des Mannes, gepaart mit Herzensgüte und Milde und dargestellt in peinlichster Sauberkeit und Ordnung der Bücher und Papiere, atmete durch sein ganzes Haus. Schon viele Jahre vor seinem Tode war es für mein unruhigeres Wesen Erquickung, auf die Menge der schlichten Mappen und Kapseln zu blicken, die in Repositorien aufgespeichert waren und in denen er wie in einem Herbarium fein säuberlich seine literarischen Erzeugnisse oder Materialien in reichster Fülle gesammelt hatte. Es wandelte so eine vornehm abgetönte Ruhe durch sein Pfarrhaus. Sie war ebenso der gute und reine Geist des Familienlebens und der Erziehung, eine reiche Lebensaussteuer der Söhne für die Berufskreise des Offiziers, des Arztes, des Kaufmanns. Wie er in jener Leichenrede die religiöse Stellung des alten Sanitätsrates charakterisierte, so war auch sein Sohn, der junge praktische Arzt in Greifswald, ernst, rein, ideal.

Es waren die beiden schwersten Schläge für Woltersdorf, daß dieser treffliche Sohn ins frühe Grab sank, wie schon vorher die einzige geliebte Tochter, an der seine Seele hing wie an dem Sonnenschein, eines Arztes jugendliche Gattin, dahingerafft war. Die beiden Schläge hat er nie ganz verwunden, doch noch still dankbar für das Leben der Enkelkinder. So war er auch ein Freund seiner Freunde, der gelegentlich in Liebe deutliche Wahrheit sprach, die man ihm dankte. Unter den Greifswalder Professoren blieb er nach Hanne mit Susemihl, dem klassischen Philologen, in bleibender Freundschaft verbunden. Und wie er im Mai dieses Jahres das fünfzigjährige Jubiläum nie getrübter Freundschaft mit dem nun emeritierten Dresdener und Chemnitzer Lic. Dr. Karo, dem die „Leichenreden" gewidmet waren, noch fröhlich gefeiert hat, so schrieb er mir vor einigen Neujahren nach zufälliger Korrespondenzversäumnis, ich möchte doch einmal recherchieren, ob sich in unserer Stadt noch ein gewisser Sc. aufhalte, oder ob selbiger etwa inzwischen in die höhere kirchliche Verwaltungskarriere berufen sei . . .

Aber jene sittlich ernste Weihe seines Charakters trat auch wohl einmal gelegentlich in gehaltener Milde zu Tage, wenn die Schlußfeier eines Gustav Adolf-Festes in einer Stadt auf Veranlassung seniler Haltlosigkeit all zu sehr in den Ton burschikoser Fidelität überzugehen drohte. Da fand er freundlich ernste Worte über „heilige Freude", sodaß sich die Würde sofort zwanglos wieder herstellte.

„Friedestifter, fahre hin in Frieden!" Es ist ihm geschehen, wie er geglaubt hat. Bis zu den letzten Fieberträumen voll klarer Hoffnung ist er seit langer Zeit ein todessicherer Christ gewesen und hat ein stilles harmonisches Ende gefunden. Wie im Leben seine Lieblingslosung das Johanneswort gewesen ist: „Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder heißen sollen" (1. Joh. 3, 1), so hat der große Sargprediger sich selbst den Leichentext gewählt (Röm. 8, 38. 39): „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben usw. uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes."

Nun werden sie sein treffliches Ölbild, das die Gemeinde zu seinem Jubiläum gestiftet hatte und das bisher in seinem Hause hing, mit der Zeit im Umgang seiner Nicolai-Kirche aufhängen. Von der Stadt und der Gemeinde ist's ein treu inniges Zeichen hoher Liebe und Verehrung für den verklärten Freund; unter kirchengeschichtlichem Gesichtspunkt liegt doch etwas vom Schmücken der Prophetengräber darin. Der Greifswalder Historiker Otto Seeck verficht in seinem Buch über den Untergang der antiken Welt den Gedanken, daß die Staatengebilde der antiken Welt durch Tötung oder Verbannung ihrer besten geistigen und leiblichen Kräfte sich selbst fortgesetzt durch Jahrhunderte derart zur Ader gelassen haben, daß zuletzt eine minderwertige Gesellschaft übrig bleiben mußte. Wenn man auf die immer erneuten kirchlichen Verfolgungen von Männern wie D. Woltersdorf blickt, so liegt es nahe, von jener Reflexion Seecks über die antiken Staaten eine Parallele zu ziehen bezüglich der geschichtlichen Weiterentwickelung unserer Kirche.

Aber wir wissen, daß solche Männer wie Woltersdorf noch „zu uns reden, wiewohl sie gestorben sind." Und das stille Glaubens- und Hoffnungswort über die ruhige siegreiche Weiterentwickelung der theologischen Wissenschaft im Bunde mit Frömmigkeit und Wahrhaftigkeit, das er seinen „gesammelten Aufsätze" vorsetzte, wirkt aus seiner Persönlichkeit still zukunftskräftig weiter.

So nehmen wir Jüngern voll Dank und heißer Liebe die Werkzeuge und Waffen auf, die seiner müden Hand entsunken sind, indem wir zu seinem milden Lebenslosungsworten von der Liebe Gottes das unsere hinzufügen: „Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit!"

Stettin, am Totensonntag. Konrad Scipio.

## Vom Büchertisch.

Alle Bücherbesprechungen, ob sie von uns erbeten sind oder nicht, auch diejenigen, die über den Rahmen des „Büchertisches" hinaus selbständige Artikel geworden sind, bitten wir direkt an D. Fischer, Berlin NO 18, Weberstr. 56/57, einzusenden. D. Red.

**Der gegenwärtige Stand der Theologie**, Vortrag von Professor D. Kähler, Berlin, Reich Christi-Verlag, 1904. 22 S. 75 Pfg.

Der Grundgedanke ist: die Theologie der Gegenwart bildet die Diagonale zwischen zwei Kräften, welche ihren Weg bestimmen, dem Entwicklungsgedanken und der Offenbarung (S. 18). Diese Kräfte sind vertreten einerseits durch den Monismus, andererseits durch das geschichtliche Christentum, welches mit dem trinitarischen Bekenntnis des Apostolikums sich deckt (S. 19). Nun muß sich an dem Widerlager der Bibel der Entwicklungsmonismus immer wieder brechen (S. 21). Ja diese andere Gedankenwelt ist doch eigentlich nicht mehr als eine Kraft, sondern als eine Krankheit anzusehen. „Wie sollen wir den Star stechen, wenn wir die Starkrankheit nicht kennen?" (S. 19). Und so bleibt von jenem unheimlichen Parallelogramm der Kräfte zur Beruhigung der Teilnehmer an der Eisenacher Konferenz vom 10. Juni 1903 im Grunde doch nur die ihnen genehme Richtung übrig. Zur Aufklärung und Belehrung weiterer Kreise ist der Vortrag wenig geeignet. Auch ist er von Geschmacklosigkeit nicht frei — oder beruhen „die Elemente für den Kadaver der Theologie" (S. 12) auf einen Druckfehler? P. Chr. E.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

# Protestantenblatt

Beilage Nr. 48.

Bremen
Berlin.

26. November 1904.


# Zur kirchlichen Zeitgeschichte.


**Inhalt:** Die badische Generalsynode 1904. I. — Kultur und Kirche in Belgien. II. — Aus Kanada. — Nachrichten. — Anzeigen.


## Die badische Generalsynode 1904.

I.

Man hat von jeher der badischen evangelischen Generalsynode nicht in Baden allein, nein, in allen Teilen des evangelischen Deutschlands großes und gewiß auch berechtigtes Interesse entgegengebracht. Ausgebaut und mit vielfachen Rechten ausgestattet durch die Verfassung des Jahres 1861, dieser dankenswerten und segensreichen Schöpfung unseres ehrwürdigen Landesherrn und der von ihm zur Mitarbeit berufenen liberalen Staatsmänner und Theologen, geleitet von einem weitherzigen Kirchenregiment und jeweils gefördert durch ernstes, treues Zusammenwirken der Geistlichen und Laien, vermochte diese hohe kirchliche Körperschaft den Forderungen der Zeit und des Zeitgeistes gerecht zu werden. Freilich Geduld muß man auch bei uns haben, stürmisches Vorwärtsdrängen ist am allerwenigsten auf religiösem und kirchlichem Gebiete am Platze. Nur treue, unermüdliche und beharrliche Arbeit führt im ernsten Ringen der Geister zum vorgesteckten Ziele.

An dieser treuen, sorgfältigen Arbeit als Vorbereitung zur diesjährigen Generalsynode ließen es die Mitglieder der „kirchlich-liberalen Vereinigung" nicht fehlen. Wird ihre Arbeit durch Erfolg gelohnt werden? Das war die Frage, die uns bewegte; denn auch die Orthodoxie blieb nicht untätig. Wo immer auch ein liberaler Antrag an die Öffentlichkeit drang, ward Front gemacht, mit einem „Sturm der Entrüstung im Volke" gedroht, ja dem Volke selbst im politischen Organ der konservativen Partei Badens die Stellung des Oberkirchenrates zu dieser oder jener Frage als eine solche bezeichnet, die „Thron und Altar" erschüttere und untergrabe. Die besonneneren Elemente innerhalb der positiven Fraktion haben freilich und gewiß aus innerster Herzensüberzeugung heraus diese Worte desavouiert. Immerhin mußte man mit Spannung der Tagung entgegensehen. Alles hing von der Stellung der Kirchenbehörde und ihres Präsidenten ab. Erstmals seit langer Zeit war auf diesen Posten wieder ein Theologe berufen, der nach Schluß der Generalsynode von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog zum Geh. Rat I. Klasse mit dem Titel Exzellenz ernannte frühere Prälat D. Helbing. Jedermann kannte ihn als eine ausgeprägte Persönlichkeit, als den Mann der Tat, der, ausgestattet mit großer, umfassender Sachkenntnis und Erfahrung auf theologischem Gebiete so gut wie auf dem der Verwaltung, mit vornehmer Ruhe die Situation beherrscht und nicht mit Worten, sondern mit logisch zwingenden Gründen der Gegner Widerstand zu brechen weiß, nein, nicht zu brechen, der sie zu überzeugen versteht von der Richtigkeit seiner Darstellung und Notwendigkeit seiner Haltung. Jedermann wußte, daß der Präsident in gemeinsamer Arbeit mit dem Prälaten D. Oehler und den Räten modernes Geistesleben mit seinen Forderungen und Bestrebungen, mit seinen Vorzügen und Gefahren erkennend das Wohl der Landeskirche, des religiös-sittlichen Lebens in unserem evangelischen Volke zu fördern bestrebt ist. Auf die erste Aussprache in Predigt und Eröffnungsrede von Seiten des Kirchenregimentes war man darum mit Recht begierig. In ihnen spiegelt sich die Gedankenwelt der obersten Behörde, sie können als symptomatisch für die Verhandlungen der Synode bezeichnet werden.

Die „kirchlich-liberale Vereinigung Badens" hatte zwei Arbeitsfelder gewählt, die der Verfassung und des Unterrichtes. Das Laienelement zu regerer Mitarbeit heranzuziehen durch Verleihung größerer Rechte an die Kirchengemeindeversammlung war das erste, den Religionsunterricht der modernen Zeit und ihren wissenschaftlichen und pädagogischen Forderungen entsprechend umzugestalten, das zweite. Daneben aber die immer dringender werdende Forderung aus den Reihen der liberalen Geistlichen um endliche offizielle Anerkennung der Gleichberechtigung der Richtungen. Werden sich unsere Wünsche erfüllen? Die Predigt beim feierlichen Eröffnungsgottesdienste, gehalten vom Prälaten D. Oehler, brachte die Erfüllung des letztgenannten Wunsches. „Die Kirche hat immer", führte der erste Geistliche der badischen Landeskirche aus, „die Form ihres Glaubens aus der Auffassungsweise ihrer Zeit gewählt und war stets eine geistige Gemeinschaft, wenn sie auch naturgemäß eine irdische Gestaltung notwendig hatte. Die Arbeiten der Generalsynode geschehen im Auftrage der evangelischen Kirche, die immer aus den Quellen der Reformation trinken muß; im Auftrag einer unierten Kirche, die das Trennende zurückstellt und sich einigt unter der Fahne des Evangeliums Jesu Christi. Die Abgeordneten sind allerdings Mitglieder einer bestimmten Strömung und Richtung und auch ihren Wählern verantwortlich, jedoch so, daß die Gesamtkirche im Auge behalten wird, im Blick auf die heiligen Quellen, die dereinst Jesu von den Höhen der Ewigkeit eröffnet hat und im Geiste der Achtung vor der Glaubensform der Vorzeit; im Sinne des Wortes: „Prüfet alles und das Beste behaltet." Das Evangelium enthält einen Geist, der die Seinen nicht zur Ruhe kommen läßt, sondern immer weiter in die Erkenntnis der christlichen Wahrheit hineinleitet. „Alle sind Christusbekenner, keiner ein Christusleugner." Der letzte Satz sagte allen, Positiven und Liberalen, genug. Das erlösende Wort war gefallen, die Gleichberechtigung der Richtungen von der obersten Kirchenbehörde anerkannt. Jetzt stand die Kirchenregierung in ihrer überwiegenden Mehrheit hinter dem Manne, der vor Jahren wegen seines freimütigen, den liberalen Theologen offen bekennenden Wortes in einer Festpredigt „Die verschiedenen Richtungen sind gottgewollt" von der Orthodoxie aufs heftigste angegriffen wurde. Ein anderes aber war ebenso ersichtlich aus dem Predigtsatze „im Geiste der Achtung vor der Glaubensform der Vorzeit" und noch mehr aus den Worten der Eröffnungsrede des Präsidenten: „daß ein heranwachsendes und herangewachsenes Geschlecht nicht plötzlich, sondern allmählich nachrückt in die Stellen, die von den abgehenden besetzt gewesen sind, kann für die Sache, um die es sich handelt und ihre Zukunft immer nur förderlich sein" zu erkennen. Der Oberkirchenrat wird nie und nimmer dem Antrage eines Teiles

des Mannheimer Kirchengemeinderates seine Zustimmung geben. Die verfassungsmäßige Festsetzung folgender Bestimmungen war von dort beantragt: 1) Die durch die Generalsynode von 1855 ausgesprochene „volle Anerkennung der Geltung" der Bekenntnisschriften ist keine obligatorische, und ist der Bekenntnisstand so zu erweitern, daß auch eine Lehre, die dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Kultur entspricht, ihr volles Recht hat". 2) „Der zwangsweise Gebrauch des Apostolikums ist aufzuheben, eventuell der Gebrauch einer ähnlichen Formel zu gestatten." In der Tat, die Mannheimer waren genötigt, schon in den Kommissionssitzungen ihren Antrag zurückzuziehen. Er kam gar nicht in die Plenarsitzung. Man mag dies bedauern, andererseits aber hat es gewiß unserer Landeskirche und der liberalen Partei zum Segen gereicht, daß die Mannheimer Synodalen nicht hartnäckig auf dem Rechte der Behandlung beharrten, sondern, sich selbst überwindend, den Antrag zurückgezogen haben. Es war ein bescheidener Wunsch; von einer Abschaffung des Apostolikums, das vielen heute noch lieb und teuer ist, war gar nicht die Rede, nur die Erlaubnis wollte man erlangen, ein Christ zu sein und ein Glied der Kirche auch ohne Apostolikum. Aus inneren Gründen, um des Friedens willen hat man Verzicht geleistet, und das war gut.

## Kultur und Kirche in Belgien.

II.

Man zählte 1846 auf vier Millionen Menschen 779 Klöster mit 11 968 Ordensleuten, und zwar 137 Männerklöster mit 2057 und 642 Frauenklöster mit 9917 Insassen. Dagegen 1890 auf sechs Millionen: 218 Männerklöster mit 4775 und 1425 Frauenklöster mit 25 322 Insassen, zusammen also 1643 Klöster mit 30 097 Insassen, darunter 3319 Fremde. 1900 wies 2221 Klöster auf mit 37 634 Ordensleuten, davon 6913 Fremde. Einen besonderen Zuwachs erhielt Belgien seit 1901 aus Frankreich nach der Annahme des dortigen Ordensgesetzes. Wie diese Invasion abschließen wird, ist uns noch nicht bekannt. Man berechnet die Zahl der Ausländer in belgischen Klöstern auf 15 000 — das ist auch die Zahl der belgischen Protestanten. Über die Tätigkeit der Klosterbewohner gedenken wir ein anderes Mal zu berichten.

Im allgemeinen ist der Klerus am Unterricht stark beteiligt und, wie die folgenden Zahlen beweisen, wächst seine proportionale Beteiligung an der Schule. Belgien hat an Volksschulen ca. 4400 Gemeindeschulen und 2400 katholische Schulen mit 10 000 resp. 6500 Lehrkräften. Von letzteren waren

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1897 | an den | Gemeindeschulen | 200 | Kleriker, | 9275 Laien. |
| 1899 | „ | „ „ | 228 | „ | 9525 „ |
| 1897 | „ | „ kathol. Schulen | 3634 | „ | 1929 „ |
| 1899 | „ | „ „ „ | 4012 | „ | 2063 „ |

Anders ausgedrückt:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1897 | lehrten in der Volksschule | 3834 | Kleriker, | 11 204 Laien. |
| 1899 | „ „ „ „ | 4240 | „ | 11 588 „ |

Die Verhältnisse liegen also in Belgien wie in Frankreich vor dem neuen Schulgesetz. Nur fehlt eben die gute Aussicht auf Besserung, da die klerikale Partei die Herrschaft hat. Solange dies der Fall ist, läßt sich weder hoffen, daß der Staat die Volksschule verstaatlicht, noch daß er die Seminare für Lehrer und Lehrerinnen übernimmt, die jetzt zum weitaus größten Teil vom Klerus geleitet werden. Das Beispiel Frankreichs aber läßt sich erst dann nachtun, wenn im Volke die politische Linke geschlossen gegen die reaktionär-ultramontane Rechte siegt und im Parlament wie im Ministerium Männer ans Ruder bringt, die die sündhafte Gleichgültigkeit des vergangenen Liberalismus wett machen. Bis dahin werden die Jesuiten, deren Tüchtigkeit niemand anzweifelt, die oberen Schichten und der übrige Klerus das Volk fesseln.

Von einer „Los von Rom-Bewegung" ist in Belgien wenig zu spüren. Wer zu der Frage einigermaßen zuverlässige Informationen wünscht, lese Georg Fritze, Los von Rom und Hin zum Evangelium in Belgien. München, J. F. Lehmann. 1904. 8°. 50 S. 0,60 Mk. — Es ist eins der Hefte über den Fortgang der Los von Rom-Bewegung, herausgegeben von Lic. Bräunlich. Fritze gibt keine eigenen Quellenstudien, aber sein Urteil ist ruhig und sachlich, gestützt auf katholische und evangelische Forschungen. Im übrigen schreibt er aus persönlicher Anschauung, die er als Pfarrer in Charleroi gewinnen konnte. Nach einem geschichtlichen Überblick (S. 5—23) gibt er eine „orientierende Skizze" vom Milieu (24—30), von Übertritten und von den evangelischen Gemeinden des Landes (30—48). Wer das Heft aufmerksam und kritisch liest, wird gut unterrichtet sein und findet die Quellen angegeben, aus denen er selber schöpfen kann.

Zur rechten Beurteilung ist folgendes zu beachten: Nach der Volkszählung von 1851 kam ein Protestant auf je 655 Bewohner, jetzt auf je 227. Diese Vermehrung erfolgte teils durch Einwanderung von Protestanten, teils durch Übertritte. Während 1835 in ganz Belgien nur 800 Protestanten gewesen sein sollen, rechnet man jetzt bis auf 30 000. Aber die genaue Statistik fehlt. Und es ist bei dem Verkehr gar nicht festzustellen, wieviele unter den zahlreichen auswärtigen Studenten, Technikern, Kaufleuten, die mehr oder weniger seßhaft sind, sich zu einer evangelischen Kirche bekennen. In der Regel gibt man die Zahl der belgischen Protestanten aller Denominationen auf 15 000 an. Die Daten bei Fritze sind unklar (S. 25 f.). Seine kurze Charakteristik des katholischen Wesens ist wegen der Kürze gewagt. Zur Verderbung oder besser zur schlechten Erziehung eines „Volkscharakters" tragen mancherlei Übelstände bei, von denen das „katholische Wesen" nur einen Faktor abgibt (30). Indifferenz als „Los von Rom" zu betrachten, ist leider nicht durch die Umstände erlaubt (S. 31). „Von einer Austrittsbewegung ist im belgischen Klerus seit Jahrzehnten nichts zu spüren." Im Volk hört man wie in Österreich, Baiern, Frankreich, Italien öfter: „Die Religion der Protestanten ist die bessere" usw. Aber Grund zum Übertritt wird das nicht, denn meistens „glaubt man an gar nichts" (S. 33). Selbst die Feinde Roms in der Arbeiterschaft bleiben wie unsere Sozialdemokraten durchweg doch immer innerhalb ihrer Kirche. Ob daran die organisierten Freidenker etwas ändern? Beachtenswert ist jedenfalls, daß Belgien 260 Freidenkervereine mit 20 000 Mitgliedern zählt, die heftig Propaganda treiben. Über deren innere Betätigung geht uns leider das Urteil ab. Wenn sie „energisch versuchen, das Volk zu geistigem Arbeiten, zum Lesen und Studieren zu erziehen" (S. 35), so könnten wir ihnen schon dankbar sein. Doch sind wir gegen ihre positiven Leistungen einstweilen mißtrauisch, wie auch in Frankreich und Italien. Positive, wenn auch liberale Förderung der Religiosität erwarten wir von ihnen nicht, so wenig wir von der katholischen Priesterschaft eine ernste religiöse und sittliche Reformbewegung erhoffen. Edgar Quinet scheint auf Gebildete noch ab und zu tief zu wirken, auch Laveleye ist nicht vergessen. Aber die Masse zuckt die Achseln, sie will Brot; die Bourgeoisie will Ruhe. Das ist die Generalstimmung in Europa. Der Streit um die Konfession ist vollends für die Pfaffen!

In Belgien aber existieren mehrere evangelische Denominationen, deren Führer unserer Teilnahme bedürfen, weil sie meist einen schweren Stand haben und wenig Getreue. Nebenbei notieren wir die niederländisch-reformierte Gemeinde in Brüssel, die lutherisch-schwedische Gemeinde in Antwerpen, die anglikanischen Gemeinden in den großen Städten, die presbyterianische Gemeinde in Antwerpen. Wir unterstreichen aber die Union des Églises évangéliques protestantes de la Belgique (seit 1839) mit 16 000 bis 18 000 Seelen; diese Gemeinden sind vom Staat anerkannt

und unterstützt. Und endlich die Eglise Chrétienne Missionaire Belge mit 70 Gemeinden und Stationen (9000 Glieder), die meist durch Übertritte entstanden. Diese Missionskirche, Pflegekind unserer Gustav Adolf-Vereine, wird unsere Aufmerksamkeit und Liebe ein anderes Mal ganz besonders beanspruchen dürfen. Sie ist eine Arbeiterkirche und könnte eine Zukunft haben.

## Aus Kanada.

Bräunlich hat unter seinen „Berichten über den Fortgang der Los von Rom-Bewegung" auch ein Heft über „Evangelisches Erwachen im katholischen Kanada" von Pastor J. L. Morin in Montreal (München 1901) drucken lassen. Es ist eine leichte Skizze und handelt meist vom Pater Chiniquy (1809—1899), der nach einigem Schwanken 1858 mit etwa 500 Familien in St. Anna (Illinois) sich von Rom trennte und 1860 der presbyterianischen Kirche anschloß. Danach hat er laut eigenen Berichtes an unseren Evangelischen Bund (1897) noch mehr als 45000 Katholiken „bewogen, das Joch des Papstes zu zerbrechen und Jesu Jünger zu werden". Seine Bedeutung für Kanada wird durch eine kurze Darstellung der geschichtlichen Entwicklung und der politischen Lage des Landes mit seinen $5^1/_2$ Millionen Bewohnern auf 9 Millionen Quadratkilometern erläutert. Über die wirtschaftliche Lage fehlen leider alle Angaben bei Morin. Auch über die Verfassung des Staates, der Provinzen, der Gemeinden, über das Wahlrecht und die Bedeutung des Parlamentes hätten wir gern ein treffendes und klares Wort gelesen. Eine Kartenskizze könnte solchen Heften wohl stets beigegeben werden. Sonst sei diese Broschüre (58 S., 60 Pfg.) bestens empfohlen.

Das Dominion of Canada, seit 1763 englische Kolonie, erfuhr eine weit langsamere Besiedlung als die Vereinigten Staaten. Franzosen, besonders Hugenotten, begannen die Arbeit; ihre Nachkommen ($1^1/_2$ Millionen) bewohnen noch die Provinz Quebec, doch sie bilden jetzt zugleich den katholischen Bloc des Landes, nicht eigentlich mehr Kolonisten. Die Engländer, Schotten und Iren in den übrigen Provinzen (4 Millionen) sind das betätigende Element Kanadas, meist protestantisch. In runden Zahlen zählt man:

2 000 000 Römisch-katholische, meist französisch sprechend,
850 000 Methodisten
760 000 Presbyterianer
650 000 Anglikaner
310 000 Baptisten
65 000 Lutheraner
30 000 Kongregationalisten
26 000 Heiden usw. usw.
} meist englisch sprechend.

Von diesen werden die Indianer (jetzt noch 100000) allmählich kultiviert und aufgesogen. Seit 100 Jahren arbeitet die Mission, seit 1771 in Labrador. 22000 Lehrer unterweisen eine Million Schüler in 18000 öffentlichen Schulen. 700 Zeitungen (meist englisch) erziehen weiter. Wissenschaft und Kunst vermögen zwar wenig, aber die Leistungen in Landwirtschaft und Handel sollen schon bedeutende sein. Da Morin in Montreal, dem „Handelsemporium und der schönsten Stadt von Kanada", schrieb, hätten wir gern sein Urteil über die allgemeine kulturelle Situation erfahren, wofür wir jetzt auf allerlei Quellen angewiesen sind. Statt dessen schulden wir ihm, dem französischen Kanadier, Dank für die freimütige Beurteilung der religiösen Verhältnisse, bedauern aber doch seine Selbstbeschränkung auch auf diesem Gebiet.

Aus seinem Milieu heraus in Quebec beurteilt Morin (S. 6—9) den Katholizismus Kanadas streng und bitter, „wie ein Geschwür am sozialen Körper der protestantischen Länder, von deren Lebensmark er sich nährt", und beklagt den abgöttischen Kultus, abergläubische Gebräuche, Einmischung in die Politik, finstere Intrigen, Bildungsfeindlichkeit, Unduldsamkeit, Zusammenraffen von Grundbesitz, Erbschleichereien, Jagd nach Geld für den Unterhalt seiner üppigen Geistlichkeit mit Hülfe von Lotterien und durch in großem Maßstab getriebenen Handel mit dem Heiligen. Dagegen hält er die Evangelisation im allgemeinen (S. 10—22) und das Werk Chiniquys besonders (S. 22 ff.). Die ersten Hugenotten übten zum Teil einen guten Einfluß; 1766 trat der Franziskaner Léger-Jean-Veyssière zum Protestantismus über und interessierte England für die Evangelisation von Quebec durch französische protestantische Pastoren, an deren Stelle später englische und schottische Geistliche traten. Von großen Erfolgen ist indes nicht die Rede. 1815 sandten die Wesleyaner einen französischen Boten nach Quebec. 1834 begann Rev. Henri Olivier, ein Schweizer, mit einigen Genossen in Montreal die Missionierung und gründete 1835 die erste französisch-protestantische Gemeinde. Sein Werk wurde fortgesetzt von Henriette Feller und Louis Roussy, die sich den Baptisten anschlossen und von Europa mehrfach unterstützt wurden. 1841 holte der Bischof von Montreal aus Europa Jesuiten gegen die protestantische Bewegung in seinem Sprengel und rief seinen Klerus zum Kampf auf. Da trat Chiniquy 1858 zum Protestantismus über, wirkte praktisch gegen den Alkoholismus und wurde bald „der Abgott des Volkes", zu dem er in Montreal und allen großen Städten sprach. Nach seinem Tode (1899) blieb sein Missionswerk bestehen, dessen Direktor zur Zeit Pastor S. F. Taylor ist. Es beschäftigt 28 Geistliche und Missionare, 17 Reiseprediger und Bibelboten, 20 Lehrer in 37 Missionsbezirken mit 93 Missionsstationen. Dazu gehören 928 Familien mit 1079 Kirchenmitgliedern und 990 Sonntagsschülern. 1900 traten 153 Personen zu ihnen über. In 25 Missionsschulen wurden 809 Schüler unterrichtet.

Außer diesen Presbyterianern evangelisieren naturgemäß auch die übrigen protestantischen Denominationen, von denen Morin die Baptisten besonders hervorhebt.

## Nachrichten.

### Allgemeines.

**Die Presse der sog. Positiven oder Orthodoxen** verglich den Deutschen Protestantenverein vor und nach seiner Tagung mit einem „Haufen Totengebein" und nannte ihn eine „Mumie", später ist sie anderer Meinung geworden und greift nun vor allem das Referat*) des Berliner Pfarrer D. Max Fischer, St. Marcus, heftig an. Das ist ihr gutes Recht und soll ihr unverwehrt sein. Doch geht sie über die sachliche Auseinandersetzung hinaus mit der Forderung an das Kirchenregiment, den genannten Prediger abzusetzen. In neuester Zeit werden, nachdem dieses Vorgehen in der Presse den gewünschten Eindruck an leitender Stelle nicht gemacht hat, in Berlin Versammlungen einberufen, in denen über den Vortrag berichtet wird, in welchem Sinne können wir uns denken. — Mancherlei Zuschriften an uns, auch von positiver Seite, entrüsten sich über die Art dieses Vorgehens, wir meinen aber in dieser ernsten Zeit besseres und wichtigeres zu tun zu haben, als den Feinden der evangelischen Kirche und der Kirche und des Evangeliums überhaupt das Schauspiel zu bieten, daß wir uns untereinander verketzern und zanken, während soviel positive Arbeit zu leisten hochnötig ist. Man scheint im Kirchenregiment der gleichen Meinung zu sein und einen „Fall" nicht für wünschenswert zu halten und es ist zu hoffen, daß das Kirchenregiment auch fernerhin es ab-

*) Die christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stande der theologischen Wissenschaft und ihre Vermittelung an die Gemeinde. Berlin W. 35. C. A. Schwetschke & Sohn. Preis 50 Pfg. Zu beziehen durch den Buchhandel.

lehnt, sich zum Büttel einer Partei zu machen. Wir hielten es für unsere Pflicht, den Lesern von diesen Vorgängen Mitteilung zu machen, wir werden aber auf alle Angriffe schweigen, so lange sie nur Parteiunternehmungen sind. Wir können das mit gutem Gewissen, da doch leider keine Hoffnung ist, daß durch Rede und Gegenrede der Religion und der Kirche gedient sei: Wir wollen positive Arbeit leisten an denen und für die, die zu uns Vertrauen haben, um ihr und unser religiöses und sittliches Leben zu fördern und zu vertiefen und hoffen in solcher aufbauenden Arbeit durch die leidige Notwendigkeit eines Kampfes für unser gutes Recht zu solcher Arbeit nicht gestört zu werden.

Höhe 12 cm.
Oberer Durchmesser 6 cm.

**Kleine Abendmahlskelche**

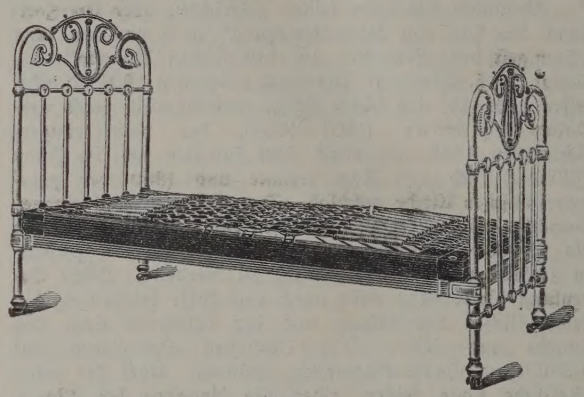
in stylgerechter Form zum Einzel-Gebrauch fabriziert in verschiedener Ausführung:
versilbert, poliert u. desgl. innen vergoldet; altsilber innen vergoldet.

Berliner Metallwarenfabrik
**H. A. Jürst & Co. A.-G.**
**Adlershof-Berlin.**
Musterläger: Ritterstr. 71, Friedrichstr. 64.

**Mahr's** poröse Unterkleidung
poröse Korsetts (sehr zu empfehl.)
poröse Kleider- u. Anzugstoffe.
Muster und Originalpreisliste gratis und franko. Versandhaus: **Otto Mahr, Pinneberg, Holst.**

Höchste Auszeichnungen.
**Emmer-Pianinos.**
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

**H. Loges, Bremen.**
Norddeutsche Drahtwaren Fabrik.



Metallbetten. Spiralmatratzen.
Drahtgitter. Torwege.

**Karl Fr. Mannstein**
Schillerstr. 30. BREMEN Schillerstr. 30.
Etablissement
für moderne Zimmereinrichtungen in künstlerischer Ausführung.
1890 Ehrenpreis für das beste Ausstellungs-Objekt im Renaissancestil.
Entwürfe und Kostenanschläge bereitwilligst.
Spezialität: Niedersächsische Wohnungseinrichtungen nach Entwürfen von heimatlichen Künstlern.

Sind Sie mein Kunde, so verlangen Sie neuesten Nachtrag; derselbe enthält viele wunderhübsche Neuheiten. Kennen Sie meine Waren nicht, dann sende ich Ihnen ein schönes Geschenk zur Probe, nebst meinem reich illustrierten Katalog, welcher 2500 Nrn. u. Artikel enthält, ganz umsonst, wenn Sie mir 20 ₰ für Rückporto einsenden.

**Friedrich Wilhelm Engels**
weltbekanntes Stahl

?

**Nümmen-Gräfrath**
**Solingen** No. 816.
waren-Versandhaus.

**Harmoniums,**
erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit liefert zu den günstigsten Bedingungen
**E. Beckmann,**
**Dünnow i. Pommern.**
Katalo gegratis und franko.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
**Hirschgeweihe**
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Atelier für Kunst-, Ornament-, Wappen- u. Gebild-Stickerei
Fertigstellung angefangener Handarbeiten.
**Th. Münchow**
BERLIN W., Lützow-Platz 11
Stets reichhaltiges Lager in gezeichneten, angefangenen und fertigen Tischdecken, Läufern, Diwandecken, Ruhekissen u. Gobellus.
Sämtliches Material für jede Art Handarbeit.
**Lieferant des Berliner Lehrervereins.**

**Harmonium.**
Das Nordische Musikhaus in Flensburg, Inh. Pastor a. D. S. Simonsen, ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz begründet, Musikfreunden beste Harmoniums u. Pianos zu tunlichst kleinem Preis zu liefern. 20 J. Garantie. Probesendung kostenlos. Kataloge gratis.

**Wollsachen**
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. **Grünberger Wollweberei G. Allmendinger**, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
**Mechanische Weberei.**
Handweberei.


Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma Grefe & Tidemann, Hamburg betreffend: **Grimm, Die Ethik Jesu**, bei. Wir empfehlen denselben der geneigten Beachtung unserer Leser.


Die einzige, hygienisch vollkommene, in Anlage u. Betrieb billigste
**Heizung für das Einfamilienhaus**
ist die verbesserte Central-Luftheizung. Prospekte gratis u. franko durch
Schwarzhaupt, Spiecker & Co., G. m. b. H., Frankfurt a. M., Elbestr 17.

**REKTOR SIEBRAND**
Eine Erzählung von der Elbmündung
Von Pastor **M. Bücking.**
Preis brochiert 3 Mk., geb. 4 Mk.
**800 Expl. in 14 Tagen verkauft.**
Die fesselnde Erzählung enthält eine kerngesunde religiöse Lebensauffassung und eine über alle Kritik erhabene Milieu-Schilderung.


Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.